





SUSAN FENIMORE COOPER

STUNDEN
AUF DEM LANDE

Herausgegeben, aus dem amerikanischen Englisch
übersetzt und mit einem Nachwort versehen von
Jürgen Brôcan und Lena Dahlbüding

Mit Illustrationen der Autorin

NATURKUNDEN

NATURKUNDEN N° 98
herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

INHALT

Vorwort 7

Frühling 9

Sommer 59

Herbst 141

Winter 201

Nachwort 241



Baltimoretrupial

VORWORT

Die nachfolgenden Einträge in Tagebuchform umfassen die schlichte Aufzeichnung jener kleinen Ereignisse, aus denen im Landleben der Lauf der Jahreszeiten besteht. Wandert man während eines langen, ununterbrochenen Aufenthalts auf dem Lande durch die Felder, trägt man natürlich eine Menge unbedeutender Beobachtungen über ländliche Themen zusammen, an die man sich später am Kamin freudig erinnert und die man gerne mit Freunden teilt. Die folgenden Seiten wurden geschrieben im vollkommenen Vertrauen darauf, dass all die unbedeutenden Vorfälle sich so wie notiert ereignet haben. Es bleibt zu hoffen, dass einige unserer Freunde, die wie unser verehrter Hooker das Land lieben, »in dem wir Gottes Segnungen der Erde entspringen sehen«, etwas von Interesse in diesem Buch finden können.

Die vorliegende Ausgabe wurde überarbeitet, einige Passagen, die heute unnötig sind, wurden gekürzt.

Susan Fenimore Cooper

16. März 1887

FRÜHLING

Samstag, 4. März — Alles sieht weit und breit noch immer vollkommen winterlich aus, frischer Schnee liegt einen Fuß hoch auf der Erde. Schlittenfahren bereitet große Freude, weil es im letzten Monat wenige Gelegenheiten dazu gab. Ich fuhr heute Morgen mehrere Meilen in den Zähnen eines scharfen Windes und im Schneegestöber das Tal hinunter. Nachdem man sich der Kälte tapfer gestellt hat, trägt man eine Art tugendhaftes Leuchten heim, das nicht vergeht, wenn man vorm Kamin kauert; damit verhält es sich wie bei den wichtigeren Dingen, jede Anstrengung bringt ihre Belohnung mit sich.

Dienstag, 7. März — Milder; Tauwetter. Als wir in der Nähe des Flusses wanderten, sahen wir drei große Wasservögel nordwärts ziehen; wir hielten sie für Seetaucher. Sie waren nur für einen Augenblick in Sicht, das verdankten wir den Bäumen über uns, allerdings hörten wir ein lautes heulendes Geschrei, das zu jenen Vögeln passte. Es ist früh für die Seetaucher, aber wir könnten uns auch getäuscht haben. Für gewöhnlich erscheinen sie um den ersten April herum, sie bleiben den Sommer und Herbst über bis in den späten Dezember bei uns, dann fliegen sie zur Küste: viele Winter nahe Long Island, viele mehr in der Chesapeake Bucht. Vor kurzem sahen wir einen dieser Vögel von ungewöhnlicher Größe mit einem Gewicht von neunzehn Pfund; man hatte ihn im Seneca Lake am Haken einer Schleppline – wie die Fischer es nennen – gefangen. Diese hatte eine Tiefe von fünfundneunzig Fuß erreicht, und der Vogel war so weit hinabgetaucht, um an den Köder zu gelangen. Mehrere andere wurden auf dieselbe Weise im Seneca Lake an Leinen gefangen, die zwischen achtzig und hundert Fuß tief gesunken waren. Man könnte bezweifeln, dass ein anderes Vogeltier so tief unter Wasser tauchen kann. Es gibt jedoch einen weiteren, viel kleineren Vogel, die Wasseramsel, die weitaus heimischer im Wasser ist als der Seetaucher, und das ohne Schwimmhäute, obwohl sie schlechter taucht. Die Wasseramsel dürfte

tatsächlich ein ganz besonderer Vogel sein; anstatt auf der Wasseroberfläche zu schwimmen wie Enten und Gänse, oder darunter wie die Seetaucher, oder am Strand entlangzuwaten wie viele der langbeinigen Küstenpopulationen, läuft oder fliegt sie tatsächlich nach Belieben über die Kiesbetten der Gebirgsflüsse. Mr. Charles Buonaparte erwähnt, dass er sie häufig an den Bächen der Alpen und des Apennin beobachtet hat, wo man sie einzeln oder in Paaren vollkommen ungestraft bei der Jagd in Sturzbächen und Stromschnellen oder hin- und herlaufend auf dem steinigen Untergrund stiller Flüsse findet. Allerdings können sie nicht schwimmen; sie lassen sich plötzlich von oben ins Wasser fallen oder laufen manchmal gemächlich von der Sandbank hinein, sie fliegen sozusagen unter die Oberfläche, indem sie sich mit ausgebreiteten Flügeln bewegen. Es heißt, ihre Nester seien üblicherweise an einer Stelle gebaut, die über den Gebirgsfluss ragt, entweder in einem Baum oder auf einem Felsen; die Jungen stürzen sich bei Gefahr zum Schutz in das Wasser. Selbst in ihrer natürlichen Umgebung sind sie keine durchschnittlichen Vögel, sondern wilde Einsiedler, kleiner als unsere Wanderdrossel und mit einem dunklen, schlichten Gefieder. Bis vor Kurzem glaubte man, die Wassersamsel sei auf diesem Kontinent nicht beheimatet, doch neulich wurde sie an verschiedenen Orten in unserem Teil der Welt entdeckt, wo sie, wie in Europa, wilde Seen und steinige, kristallklare Flüsse aufsucht.

Mittwoch, 8. März — Sehr angenehmer Tag; vollkommen frühlinghaft. Der Schnee schmilzt rasch. Frühling in der *Luft*, im *Licht* und im *Himmel*, obwohl die Erde noch nichts von seiner Ankunft weiß. Im Dezember hatten wir genauso mildes Wetter, doch im Licht, das heute Morgen vom Himmel strahlt, liegt eine Fülle und Weichheit, die vom Frühling erzählt — die frühe Dämmerung vor einem Sommertag. Ein kleiner flaumiger Specht und ein Blauhäher flitzten um die Apfelbäume und jagten nach Insekten; wir beobachteten sie eine Weile interessiert, denn im Winter hatten wir nur wenige Vögel hier gesehen.

Donnerstag, 9. März — Wieder winterlich; die Wälder heute Morgen sind schneebestäubt und alle Zweige mit glitzernden Eisblumen umhüllt. Die Kiefern auf dem Friedhof sind wundervoll — behangen mit schweren Schneekränzen; es taut jedoch schnell, und noch vor dem Abend werden sie wieder vollkommen grün sein.

Freitag, 10. März — Ein Bündel von zehn Rebhühnern ins Haus geschafft; mitunter werden sie einzeln angeboten oder ein, zwei im Doppelpack. Zehn sind allerdings eine so große Anzahl, wie man nicht oft sieht. Im letzten Herbst stießen wir im Wald gelegentlich auf diese Vögel – sie waren wohl zahlreicher als gewöhnlich. Zuweilen fanden sie ihren Weg sogar bis ins Dorf, was sie unseres Wissens nie zuvor getan haben; einmal überraschte man sie auf dem Friedhof, und zweimal fanden wir sie in unserem eigenen Garten, als sie in den Abfällen fraßen.

Samstag, 11. März — Sehr angenehm. Heute Nachmittag spazierten wir am Dorfrand und stießen auf einen vom Wintersturm umgewehten Zaun, wir stiegen über ihn hinweg und streiften eine Weile über die Felder, seit November das erste Mal, dass wir den ausgetretenen Pfad verließen. Wir waren gezwungen, mehrere Schneebänke zu überqueren, hatten jedoch schließlich das Vergnügen, wieder die braune Erde zu betreten, und erinnerten uns, dass die Grasnarbe in ein paar kurzen Wochen abermals frisch und grün sein wird. Eine Enttäuschung erwartete uns: Mehrere edle Kiefern, alte Freunde und Lieblinge, sind während des Winters ohne unser Wissen gefällt worden; hässliche Stümpfe und Spanhaufen sind alles, was an der Stelle geblieben ist, an der diese schönen Bäume so lange mit ihren immergrünen Armen gewunken hatten. Ihre Fällung schien den Charakter der benachbarten Felder vollkommen zu verwandeln; denn oft besitzt eine einzige Baumgruppe die Macht, den Anblick etlicher Morgen Landes im Umkreis zu verändern.

Sonntag, 18. März — Gang von mehreren Meilen auf dem See. Wir stellten uns vor, dass das Wasser begierig auf seine Befreiung wartet: Als wir über das Eis liefen, hörten wir unter unseren Füßen eine dauernde Abfolge dumpfer, grollender und stöhnender Geräusche, die unseren vierbeinigen Begleiter nicht im geringsten beunruhigten. Hunde sind auf dem Eis oft besorgt, vor allem, wenn sie es zum ersten Mal betreten; sie mögen den Lärm aus dem Untergrund nicht; heute Morgen jedoch bestand keinerlei Gefahr. Die Eisschicht ist noch immer acht bis zehn Zoll dick und dürfte sich beim letzten Unwetter verstärkt haben. Etliche Schlitten und Pferdeschlitten fuhren umher, einige der Letzten von Kindern gelenkt – die kleinen Leute nutzten den letzten Schnee so gut wie möglich aus.

Montag, 20. März — Als wir heute Nachmittag unter einigen Ahornbäumen wanderten, beobachteten wir, dass an den tieferen Zweigen einiger von ihnen kleine Eiszapfen hingen, während auf den Bäumen daneben weder Eis noch Schnee lagen. Wir brachen einen Zapfen ab, und es stellte sich heraus, dass er aus erstarrtem Saft bestand, der aus dem Zweig ausgetreten und über Nacht gefroren war: gewissermaßen natürlicher Kandiszucker, der auf einem Baum wächst. Die kleinen Zapfen waren vollkommen durchsichtig und süß — wie *eau sucrée*. Sehr oft und reichlich benetzt der Saft zu dieser Jahreszeit den Stamm und die Äste des Zuckerahorns an Rissen, in denen er entlangfließt; nicht selten sieht man ihn von den Zweigen tropfen, und wahrscheinlich entdeckten die Indianer seine Süße durch diese Gewohnheit. Es wäre anzunehmen, dass der Verlust von dermaßen viel Saft die Bäume unbedingt schädigen würde; aber dem ist nicht so, ihre Gesundheit bleibt vollkommen erhalten, nachdem sie in jedem Frühling Gallonen dieser Flüssigkeit geliefert haben.

Mittwoch, 22. März — Letzte Nacht ein Gewitterregen, bei der Feier der Tagundnachtgleiche; und heute Morgen wurde, zur Freude aller, die Ankunft der Wanderdrosseln verkündet. Für uns ist die Rückkehr der Wanderdrosseln eines der großen Ereignisse im Jahr; wir hatten in den letzten zehn Tagen Ausschau nach ihnen gehalten, denn in der Regel kommen sie zwischen dem fünfzehnten und einundzwanzigsten des Monats. Und nun haben alle Menschen, die man trifft, ob alt oder jung, erwachsen oder klein, etwas darüber zu berichten. Sobald der erste Ankömmling von einem Familienmitglied gesichtet wird, erschallt dieser Umstand durchs Haus, die Kinder laufen zu ihren Eltern hinein und rufen: »Die Wanderdrosseln sind da!« Großväter und Großmütter setzen ihren Brillen auf und treten ans Fenster, um die Wanderdrosseln zu sehen; man hört, wie die Nachbarn einander in ernstem Ton befragen: »Haben Sie die Drosseln gesehen?« — »Haben Sie die Drosseln gehört?« Es gibt keinen anderen Vogel, dessen Rückkehr sich solch allgemeiner Aufmerksamkeit erfreut, und einige Tage lang betrachtet man mit nicht geringem Interesse, wie die Drosseln über den Boden rennen oder auf den laubleeren Bäumen hocken. Gestern Abend, als wir soeben die Fensterläden geschlossen hatten, hörten wir sie vor der Tür und liefen hinaus, um ihrem ersten Gruß zu lauschen, doch es war zu dunkel, als dass

wir sie hätten sehen können. Heute Morgen jedoch fanden wir sie in ihren angestammten Apfelbäumen und hießen die redlichen Geschöpfe herzlich willkommen.

Donnerstag, 23. März — Der Schnee ist endlich verschwunden; das Land hat das gefleckte Aussehen, das in diesem Teil der Welt zum März passt; überall, auf den Feldern und an den Hügellehnen, klaffen breite Lücken brauner Erde. Die Straßen sind tief verschlammt, die Kutschen brauchen für die zweiundzwanzig Meilen von der nördlich gelegenen Eisenbahn über die Hügel zehn bis elf Stunden.

Freitag, 24. März — Die erste Pflanze in unserer Gegend, an der sich der Einfluss des Jahreszeitenwechsels zeigt, gleicht ein wenig dem zarten Schneeglöckchen oder dem duftenden Veilchen in anderen Ländern. Ehe noch die frühesten Bäume knospen oder das Gras den leisesten Hauch von Grün zeigt, bohrt sich die dunkle Blütenscheide des Stinkkohls durch Schnee und Eis. Es ist ungewöhnlich, dass eine Pflanze in dem Augenblick, in dem der Boden überall gefroren ist, erkennen sollte, dass der Frühling bevorsteht. Ende Februar oder Anfang März jedoch errät der Stinkkohl die Jahreszeit und schießt an sumpfigen Stellen der See- und Flussufer auf. Für uns ist er beinahe noch eine Winterpflanze. Die junge, dunkle Blütenscheide oder Spatha ist sehr hübsch und purpur-, hellgrün- und gelbgefleckt; im Inneren wächst der Kolben, in Form und Farbe einer Miniaturananas nicht unähnlich und bedeckt mit kleinen Protuberanzen, aus denen sich eine violette Blüte öffnet. Obwohl eine häufig anzutreffende Pflanze, haben viele, denen ihre breiten, glänzenden Blätter im Sommer vertraut sind, die Blüte nie gesehen und keine Vorstellung von ihrem frühen Blühen. Der strenge, abstoßende Geruch ist dagegen bekannt; ein amerikanischer Botaniker hat beobachtet, dass der Stinkkohl »seinen Namen allemal verdient«; dies scheint allerdings viel zu heftig, denn etwas Ärgeres kann man wohl kaum über eine Pflanze sagen.

Montag, 27. März — Ein Schwarm wilder Tauben kreiste heute Nachmittag wundervoll über dem Berg. In diesem Frühjahr gab es bei uns nur wenige; die Anzahl dieser Besucherinnen ändert sich von Jahr zu Jahr: In einigen Monaten sind sie sehr zahlreich, große Schwärme überqueren das Tal morgens und abends, wenn sie ihren üblichen Brutplatz verlassen, um auf



Hüttensänger

Nahrungssuche zu gehen. Vor einigen Jahren wählten sie einen etwa zwanzig Meilen von uns entfernten Wald auf einem Hügel als ihr Frühjahrslager und verwüsteten die Bäume und Gebüsche ringsum; damals überquerten sie das Tal seiner Länge nach, große lückenlose Schwärme, die mehrere Meilen aufeinander folgten. Seit jenem Frühling sind derart viele nicht mehr hier gewesen.

Dienstag, 28. März — Das letzte große Frühjahrsstauwetter hält an. Die winterlichen Schneemassen versickern in der Erde, erweichen deren Busen für die Mühlen der Bauern oder rinnen in die angeschwollenen Flüsse Richtung Meer. Bewölkter Himmel mit Nebel über den Hügeln; vor allem die älteren Bäume, halb entblößt, halb verschleiert, scheinen riesige Phantome zu sein, die an den Hügellehnen stehen. Man hört das einfache Lied der Wanderdrosseln durch die Dunkelheit – ein fröhlicher Klang in diesen trüben Stunden. Sie sitzen auf den höchsten Ästen der Bäume und halten Ausschau nach einem geeigneten Winkel für den Nestbau.

Mittwoch, 29. März — Wieder ist das gesamte Land braun, abgesehen von einer schmalen Schneelinie hier und dort unter einem Zaun auf den Hügeln oder einem Flecken, der auf eine Wehe hinweist, die aufzuhäufen all die Winterstürme geholfen haben.

Nichts könnte jetzt trostloser erscheinen als der See, dessen Oberfläche weder Schnee oder Eis noch Wasser ist, sondern eine trübe Kruste, welche ihm an einem Tag wie diesem einen mürrischen Ausdruck verleiht, der ganz und gar nicht zu der Landschaft ringsum passt. Die Sonne erwärmt die braunen Hügel, die alten Kiefern und Tannen nach ihrem langen Frösteln mit Frühlingsglut, vom See jedoch, der mit jeder Stunde dunkler und düsterer wird, ist kein Lächeln zu erwarten. Als müsse uns der Verlust gezeigt werden, bleibt nur eine Stelle nahe der Mündung offen, und diese ist herrlich in ihren Farbtönen, rosa und blau, hell und weich, wie das Auge des Frühlings selbst.

Donnerstag, 30. März — Die Singammern und Hüttensänger sind angekommen und einige Tage geblieben. Die Wanderdrosseln werden zahlreicher; sie treffen offenbar in Abständen ein, wahrscheinlich schwärmen sie nur von einer benachbarten Gegend in die nächste. Ihr Lied ist sehr erfreulich, und nach dem stillen Winter dringt es doppelt zärtlich ans Ohr. Sie fallen durch ihr stattliches Wesen und warmrotes Kleid auf, wenn sie

zwischen den kahlen Zweigen umherflattern oder durch das verdorrte Gras laufen. Man sieht sie häufiger auf dem Boden als all unsere anderen Vögel, außer den Spatzen, und es ist amüsant, die unterschiedliche Gangart der beiden zu beobachten. Der Spatz gleitet sehr behände und leicht dahin, sei es im Gras oder auf Gestein, stets ist seine Bewegung einfach und frei. Die Wanderdrossel hingegen macht zumeist mehr Aufhebens; sie läuft ruckweise, senkt den Kopf, hebt den Schwanz, rennt schnell ein paar Schritte, hält dann plötzlich inne, um dasselbe Manöver einige Male zu wiederholen, ehe sie davonfliegt. Unsere Wanderdrossel baut ihr Nest nie auf dem Boden, dieses befindet sich in den Bäumen, wo man es seiner Größe wegen sehr deutlich erkennt. Sie singt nur im frühen Frühling; das restliche Jahr über ist sie ganz still. Obwohl sie sich in vielerlei Hinsicht vom europäischen Rotkehlchen unterscheidet, teilt sie neben dem englischen Namen *robin* auch die Gunst ihrer Verwandten und streicht in diesem Teil der Welt alle Anerkennung ein, weil sie über die hilflosen Tiere des Waldes wacht, ihnen Beeren pflückt und Blätter zum Schutz sammelt. Als wir heute Nachmittag sahen, wie die Wanderdrosseln über die Gräber des Friedhofs liefen oder auf einem der Grabsteine saßen und uns mit ihren großen, aufmerksamen Augen betrachteten, kamen wir zu dem Schluss, dass unser ›Rotkehlchen‹ ebenso zu guten Taten fähig sein müsse wie seine europäischen Geschwister. Zu dieser Jahreszeit überqueren wir den Friedhof selten einmal, ohne dass wir ein paar Wanderdrosseln vorfinden; wahrscheinlich haben sie viele Nester in den Bäumen dort.

Freitag, 31. März — Das Schneeglöckchen öffnet sich bei uns kaum je vor Mitte April oder der dritten Aprilwoche und bleibt in Blüte, bis die Tulpen Anfang Juni verwelken. Bei uns scheint es weniger winterhart zu sein als in seinem angestammten Klima, denn in England blüht es im Februar, und M. de Candolle hat es in den Schweizer Bergen gefunden, wo seine Blüten tatsächlich von Schnee und Eis umschlossen waren.

Man hört eine Menge über den plötzlichen Ausbruch des Frühlings in Amerika, aber in *diesem* Landesteil kommen die Anfangsphasen der Jahreszeit gewiss sehr langsam und schreiten viele Wochen lang nur allmählich voran. Erst spät am Tage, wenn die Knospen geschwollen und die Blüten bereit sind, sich zu öffnen, sehen wir den plötzlichen Ausbruch von Leben und

Freude, welcher in diesem Augenblick beinahe magisch ist in seinen herrlichen Wirkungen. Diese späte Periode ist indessen kurz; wir haben kaum Zeit, uns an der plötzlichen Fülle des Frühlings zu erfreuen, da verlässt er uns schon, um dem Sommer zu weichen. Die Leute beklagen sich über die Kürze dieser Jahreszeit in Amerika. Im März jedoch, wenn wir noch am Kamin sitzen, ist der Frühling schon bei uns, auch wenn nur wenige seine Schritte hören: Mal verrät er seine Anwesenheit am Himmel, mal im Wasser, mit der Rückkehr der Vögel, an einem einzelnen Baum, in einer einsamen Pflanze, und jede sanftere Berührung bereitet jenen Vergnügen, die zufrieden damit sind, die natürliche Ordnung der Dinge abzuwarten.

Samstag, 1. April – Heute wird frischer Ahornzucker zum Verkauf angeboten. In unserer Gegend stellt man noch immer eine große Menge dieses Zuckers her, besonders für den Hausgebrauch auf Farmen, wo er ständig zum Einsatz kommt; viele Familien sind gänzlich auf ihn angewiesen, sie behalten nur ein wenig weißen Zucker für den Krankheitsfall. Man sagt, in diesem Landstrich sind die Kinder aufgewachsen, ohne einen anderen Geschmack als den von Ahornzucker zu kennen.

Einige Farmer besitzen ein regelrechtes ›Zuckergebüsch‹, in dem nur Ahornbäume wachsen dürfen; und auf den älteren Farmen kommt man zuweilen an einem schönen derartigen Wäldchen vorüber, das vollkommen frei ist von Unterholz und wo die Bäume auf einer weichen grünen Grasfläche stehen. Öfter jedoch hat man eine günstige Stelle in den Wäldern ausgewählt, an welcher die Ahorne zahlreich sind. Man zapft die jüngeren Bäume nicht an, da man sie durch diesen Vorgang verletzt; erst wenn sie eine beträchtliche Größe erreicht haben – zehn bis zwölf Zoll im Durchmesser –, macht man sie sich zunutze. Sie müssen mindestens zwanzig Jahre alt sein, denn nur selten erreichen sie ein solches Wachstum eher; von diesem Zeitpunkt an bis sie zu ihrem Absterben liefern sie ihren Saft großzügig. Wirklich erstaunlich, dass es sich die Bäume ohne Schaden leisten können, so viel von ihrer natürlichen Nahrung zu verlieren; Ahorne, die man seit fünfzig Jahren oder länger anzapft, scheinen jedoch ebenso üppig in ihrem Laub und ihrer Blüte zu sein wie jene, die nicht man nicht angerührt hat. Die Menge des abgesonderten Saftes variiert bei den verschiedenen Bäumen: Manche geben dreimal so viel wie andere; zudem ist die gewonnene Flüssigkeit des einen

Baumes viel süßer und reichhaltiger als die des anderen – offenbar verfügen sie über unterschiedliche Konstitutionen. Zwei bis fünf Pfund Zucker lassen sich von jedem Baum produzieren, und vier bis fünf Gallonen Saft benötigt man für jedes Pfund. Der Saft beginnt beim ersten milden Wetter im März zu laufen; gewöhnlich dauert die Periode der Zuckergewinnung etwa zwei Wochen – im einen Jahr länger, im nächsten kürzer.

In einem Wald zapft man für gewöhnlich zwei- bis dreihundert Bäume an, und sobald der Saft läuft, brennen die Feuer, und der Zucker kocht überall, tags wie nachts, es ist ein geschäftiger Augenblick im »Gebüsch«. In der Regel essen und schlafen die hier arbeitenden Menschen direkt vor Ort, bis die Aufgabe erfüllt ist; bei den Kindern und jungen Leuten von den Farmen ist es ein beliebter Treffpunkt, sie haben enorme Freude an diesem Hauch von Lagerleben, ganz zu schweigen vom neuen Zucker und dann und wann einem Schluck frischen Safts.

Gegenwärtig gibt es Farmen in diesem Bezirk, auf denen zwei- bis dreitausend Pfund Zucker pro Saison hergestellt werden. Früher verschickte man unseren Zucker nach Albany und New York, und noch immer wird ein Teil an die Konditoreien verkauft. Die Pacht beglich man in der Frühzeit unseres Landes der Bequemlichkeit halber zumeist direkt bei den Pächtern in Erzeugnissen – Weizen, Pottasche, Zucker usw. –, und es ist dokumentiert, dass auf diese Weise in einem Jahr sechstausend Pfund bei dem Anführer der kleinen Kolonie an diesem See eintrafen; einen Teil davon hatte eine Zuckerhütte in Philadelphia raffiniert und zu hübschen kleinen Musterstücken geformt, die ebenso weiß und rein waren wie Rohrzucker.

Im Dorf erzählt man sich die Geschichte von einem schottischen Strumpfweber, der sich vor einigen Jahren eine Farm in der Nähe des Sees gekauft hatte. Nach seiner Ankunft in Amerika war der erste Frühling mit den Ahornbäumen so einträglich, dass er während der Arbeit ins Dorf kam und Saftimer, Schüsseln, Öfen usw. in großer Zahl bestellte. Die guten Leute waren ziemlich überrascht vom Ausmaß dieser Vorbereitungen, sodass sie sich nach diesem riesigen Ahorngebüsch erkundigten. Ihr neuer Nachbar erzählte ihnen, er habe bislang nur wenige Bäume angezapft, wolle sich aber bald ernstlich ans Werk begeben und habe tatsächlich beschlossen, »schlauer Fuchs«, der er war, »die Landwirtschaft völlig aufzugeben und das ganze

Jahr über bei der Zuckerproduktion zu bleiben« – ein Plan, der, wie man sich leicht vorstellen kann, die Phantasie von Hinz und Kunz, die das Verhalten der Ahornbäume kannten, nicht im Mindesten anregte.

Montag, 3. April — Herrlicher Tag; erster Gang in die Wälder, es ist wundervoll, wieder unter den Bäumen zu sein! Die frühen Knospen schwellen sichtbar – nämlich an Rotem Ahorn und Ulme auf den Hügeln, gemeinsam mit Salweide und Erle an den Flüssen. Wir staunten mehr als sonst über die Moose und Flechten und die Farbe der Rinden verschiedener Bäume: Einige Walnussbäume, Birken und Ahorne zeigten rund zwanzig unterschiedliche Farbtöne, von trübem Weiß über Grau und Grün bis zu einem schwärzlichen Braun. Sie dürften sich im Lauf der Jahreszeiten kaum verändern, ziehen den Blick heute jedoch viel stärker an aus dem einfachen Grund, dass wir im Winter selten im Wald sind; außerdem fällt in diesem Augenblick mehr Licht auf die Äste und Stämme als im Sommer. Die Moose am Boden sind noch nicht vollständig wiederbelebt; einige der hübschesten Arten sind sehr frostempfindlich und haben ihre Farbe noch nicht wiedererlangt.

Kleine immergrüne Pflanzen werfen einen blassgrünen Hauch über das tote Laub, das im Wald verstreut ist; an einigen Stellen breiten sie einen ganzen Teppich aus, an anderen Orten zeigen sie sich beinahe gar nicht. Von diesen gefälligen kleinen Pflanzen wachsen viele in unseren Wäldern; ihre glänzenden Blätter haben im Allgemeinen eine heilkräftige Wirkung, und die meisten tragen zu den unterschiedlichsten Jahreszeiten schöne, duftende Blüten. Unter dem Schnee haben sich wie üblich einige Farne erhalten; obwohl sie empfindlich auf Frost reagieren, scheinen sie ihm an günstigen Stellen zu entkommen, bis der Schnee fällt, sie bedeckt und den Winter über in halbgrünem Zustand bewahrt, so auch andere Garten- und Feldpflanzen. In diesem Jahr gibt es mehr von diesen Farnblättern als üblich, und sie sind hübsch, auch wenn der Schnee sie durch sein Gewicht zu Boden gedrückt hat.

In der ganzen Weite der Wälder nicht eine Blume. Aber der Kriechende Bodenlorbeer knospt und wird bald aufblühen; wir fegten das tote Laub beiseite, um nach ihm zu suchen, einige der Knospen sind sehr dick und vielversprechend.

Die Wanderdrosseln, Spatzen und Hüttensänger zwitscherten lieblich, als wir gegen Abend heimkamen; im Dorf gibt es sehr viel mehr Vögel als

in den Wäldern. Der Weizen sieht grün aus, die anderen Felder sind noch immer braun. Mit jedem Tag wird der See trüber und trauriger.

Freitag, 6. April — Helle Sonne, aber kalte Luft. In unserem See gibt es keine Strömung oder nur eine so geringe, dass sie kaum wahrnehmbar ist, nicht genug jedenfalls, um das Eis fortzutragen, es schmilzt langsam dahin. Starker Regen hilft ungemein, es loszuwerden, und sobald eine Öffnung in der dünnen Kruste entstanden ist, geht ein heftiger Wind mit Zauberhand daran, bricht sie in Stücke und stapelt diese an den Ufern, wo sie in kürzester Zeit verschwinden. Wir haben gesehen, wie der See um zwei Uhr eine feste Decke hatte und Menschen auf dem Eis liefen und das Wasser um vier Uhr desselben Tages – dank eines starken Winds – völlig befreit dalag. Seit ein paar Tagen nun ist das Eis vollkommen getrennt von den Ufern und umso unansehnlicher wegen des schmalen Streifens blauen Wassers, welches die düstere Insel umgibt.

Wir erkundeten eine sonnenbeschienene Böschung in den Wäldern in der Hoffnung, einen verirrtten Bodenlorbeer zu finden, fanden jedoch nur die Knospen. Zahlreich waren die Beeren: Es war ein perfekter Platz für Bärentraube und Rebhuhnbeere. Kräftige junge Kiefern streckten ihre Zweige über die Böschung und die warme, über Bäume und Pflanzen sich ergießende Nachmittagssonne lockte die aromatischen Düfte beider hervor; die Luft roch nach dem frischen, wilden Parfüm des Waldes. Eine immergrüne Waldung ist grundsätzlich wohlriechend; unsere Kiefern und Zedern duften außerordentlich, sogar die gefallenen Kiefernadeln bewahren eine Zeit lang ihren eigentümlichen Geruch.

Auch die kleine Echte Rebhuhnbeere ist sehr aromatisch. Wie der Orangenbaum trägt diese bescheidene Pflanze gleichzeitig Blüten und Früchte; ihre weißen Kelche hängen bei mildem Wetter vom frühen Mai bis zu den schärfsten Frösten im Oktober Seite an Seite mit den korallenroten Beeren. Es gibt keine Jahreszeit, in der man die Beeren nicht finden kann, sie kommen allerdings spät im Herbst und im darauffolgenden Frühling. Der Schnee, unter dem sie monatelang liegen, lässt sie reifen, aber im Herbst sind sie vielleicht noch geschmackvoller. In fertigem Zustand ist ihre Form bemerkenswert für eine Frucht; sie hat fünf scharfe, herabgebogene Ausläufer an der Spitze, in diesen befindet sich gewissermaßen eine zweite, kleinere,